



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*\*\*: Ein Wort über die Lage.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein Wort über die Lage.

Leipzig, 4. August.

Schon leuchten vereinzelte Blitze am fernen Horizont durch die Schwüle der Erwartung, die beiden Heere haben auf weiter Strecke Fühlung aneinander und die Luft schwirrt unheimlich von Gerüchten und Vermuthungen. Das sind die harten Proben der Geduld für die Zurückbleibenden, um so härter, als die unerhörte Art, mit welcher der Krieg über Nacht zur Thatsache geworden war, Vielen den quälenden Zweifel aufdrang, ob nicht im letzten Augenblick eine Intervention von Außen den Kampf beschwören könne. Mit Sorge wurde auch die Möglichkeit erwogen, daß uns Genossen kämen; denn wir sind überzeugt, daß der Starke am mächtigsten ist, wenn er allein bleibt, und wir erinnern uns mit Unwillen der Schädigung, die unseren Interessen in früherer Zeit durch Allianzen widerfahren ist. Insbesondere das Kriegstheater, das jetzt vor unserem Heere liegt, mahnt mit jedem Schritte, den wir vorwärts thun, eindringlicher, wie lähmend fremde Waffengenossenschaft wirken kann.

Wir haben Grund zu glauben, daß unser Gegner seine Lage nicht ebenso beurtheilt. Warum dem raschen Kriegsgeschrei zaubernde Heerführung folgt, wird zunächst militärisch zu erklären sein; dem Laien am verständlichsten ist die Annahme, Napoleon warte mit seinem Vormarsch auf Nachrichten aus der Ostsee. Er hat die Möglichkeit, uns dort, sei es nun mit ernstern oder Scheinangriffen dergestalt zu beunruhigen, daß eine gefährliche Zersplitterung unserer Kräfte die Folge sein kann. Aber wir meinen, es sind in höherem Grade politische Momente für sein Verfahren entscheidend. Offenbar hat er eine Reihe grober Täuschungen zu beklagen. Ignorante Agenten, die nur sahen, was sie wünschten, haben ihm falsche Vorstellungen über die Lage innerhalb Deutschlands beigebracht; der Anschluß des Südens ändert sicherlich Manches in seiner militärischen Calculation, endlich die Thatsache, daß das deutsche Volksheer sich mit einer Schnelligkeit, die den Werth der gegnerischen Kriegsvorbereitungen illusorisch macht, an der französischen Grenze sammelt, legt gerade dem Fatalisten Bedenken auf. Keine Frage: die Möglichkeit ungünstigen Ausgangs steht drohend vor seiner Seele. Wie kann er vor den Franzosen eine Niederlage verantworten, ja auch nur tragen? Für alle Fälle muß ihm vortheilhaft dünken, andere Mächte in den Kampf hereinzurufen. Gewinnt er sich einseitig Helfer, die eigenen Kriegsgrund haben, desto besser für seine schlechte Sache. Es ist auffällig, daß in den französischen Manifesten nicht ausdrücklich des Prager Friedens

erwähnt wird. Napoleon bewahrt sich eine Karte auf, die zu rechter Stunde ausgespielt, um so sicherer Wirkung verspricht. Von seinen Panzerschiffen verweilen etliche vor Kopenhagen; täglich vielleicht erneut sich den rachedurstigen Dänen der verlockende Anblick französischer Kriegsfahrzeuge; an dem nützlichsten Proviant, an Ostseepiloten, wird das Inselvolk die ritterlichen Gäste aller Neutralität zum Trotz nicht darben lassen, und wer will darauf rechnen, daß die Regierung Christians des IX. befähigt wäre, den Sturm niederzuhalten, wenn der Pöbel des Kopenhagener Matrosenviertels, der rohste der Welt, den Krieg fordert zur Wiedererlangung Schlesiens.

Eine zweite Möglichkeit droht Italien zu bieten, aber es ist, wie man vermuthet, in der umgekehrten Lage. Am bösen Willen des Königs vom geschenkten Lande werden wir nicht zweifeln dürfen. Dank hat nie die Politik der Kabinete bestimmt, über die Erfolge des Jahres 1866 ist quittirt, Preußen ist weit und Frankreich ist nah; französische Ketten am Arm und Bein scheint Italien Politik der „freisten Hand“ zu spielen; wir wundern uns nicht, wenn die „bravsten der Zuaven“ bereit wären, dem Befreier der Lombardei Heerfolge zu thun; hat doch das widerliche Drei-Schädel-Fest zu Solferino vor wenig Wochen noch der Welt verkündet, daß aller Groll der Kämpfer von 1859 begraben ist. Welchen Preis Victor Emanuel zu erwarten hat, ob Rom oder nur die Ehre, als Tantalus der zweite vor der Leostadt Schildwache zu stehen, wissen wir nicht; sicher scheint uns nur zweierlei: mit einer neuen französischen Allianz verscherzt er wohl für immer die Möglichkeit, das Stammland seines Hauses wiederzuerwerben, wonach der Ehrgeiz jeder ehrenwerthen italienischen Politik gerichtet sein müßte, und — daß er hinausmarschire, um Frankreich beizustehn, verbietet ihm der Drudensfuß auf seiner Schwelle, die Aktionspartei, hinter der diesmal der größte Theil der urtheilsfähigen Italiener steht. Der König von Italien riskirt den letzten Rest der Popularität seiner Dynastie, wenn er den Lockungen gegen die Neutralität folgt, und im Falle des französischen Sieges würde das wichtigste Resultat sein, daß Frankreich die Herrschaft im mittelländischen Meere — das alte Postulat der geschichtlichen Erinnerungen Italiens und sein natürliches Anrecht — nur noch unbestrittener durchführte.

Die Kräftigung Dänemarks durch Frankreich in der Ostsee und die Suprematie der Flagge Frankreichs in den Gewässern von Algier bis zur französischen Schleuse von Suez würden, wenn die befürchteten Bundesgenossenschaften sich verwirklichten, diejenigen möglichen Ergebnisse des Kampfes sein, die vor allen andern Mächten England an unsere Seite trieben. Ob Oestreich seine Neutralität streng beobachtet, steht, wie wir glauben, für uns in zweiter Linie; es wird durch Rußland jedenfalls in Schach gehalten, so daß unsere Süd- und unsere Westnachbarn sich im politischen Calcül einander aufheben. England aber war vermöge seiner Lage, durch die Eigenart seiner

Macht und durch die Tradition der westmächtlichen Allianz in dominirender Stellung; seine Position war der Archimedespunkt, von dem aus die Verhältnisse zu bewegen waren. In specifischer Weise war es befähigt, den Krieg zu beseitigen, indem es auf den Friedensbrecher drückte; die bloße Andeutung einer Allianz mit Deutschland im Falle französischen Angriffs vor Besichtigung einer Conferenz (wie die Pariser Stipulationen sie in solchen Fällen verlangen) würde genügt haben, den Chauvinismus des französischen Kabinetts abzukühlen. England betrachtet sich als den Hort der europäischen Loyalität; es hat in der ersten Phase des deutsch-französischen Conflicts seine Pflicht — zuvörderst gegen sich selbst — versäumt. Die Blaubücher lehren zur Genüge, daß das Londoner Kabinet von der Kriegswuth des französischen vollkommen unterrichtet war; dennoch wurde gezögert; die Kriegserklärung Frankreichs kam zwei Tage nach dem englischen Vermittlungsanerbieten in Berlin an, das schon lech von dem Schiffbruch war, den es in Paris erlitten. Von Tag zu Tag haben sich seitdem die Zeichen gemehrt, daß England die seiner Würde entsprechende Haltung nicht zu finden vermag. Leiden schon die Journale an sittlichem Wankelmuth, so spricht aus den Antworten auf die Interpellationen in beiden Häusern des Parlaments eine Angst vor jeder Nöthigung zum Entschlusse, die etwas Greisenhaftes hat. Der einzige Nerv, den England bisher noch in den Continent streckte, berührt Belgien. Aber das grobe Attentat Napoleons auf diesen Staat, wie es die diplomatischen Enthüllungen dargethan haben, war nicht im Stande, dem englischen Kabinet die richtigen Gesichtspunkte für die Beurtheilung der gegenwärtigen Lage aufzudrängen. Man darf sich über die letzten Motive dieser Haltung nicht täuschen. Es ist ein Fluch des auf die Spitze getriebenen Parlamentarismus, daß jedes Kabinet über den Rückfichten seiner Selbsterhaltung kaum zu einem großen Entschlusse kommt. Lords und Gemeine aber sind, ungeachtet alles Geräusches, was von ihnen zu uns dringt, gegen den Krieg; ein entschlossener, Ruhe gebietender Schritt der Regierung gegen Frankreich würde den Ministern ohne Zweifel die Portefeuilles gekostet haben. Das Princip der Nichtintervention ist in der That englisches Glaubensbekenntniß geworden. Unsere Vettern über dem Meere lehren uns, daß ihr höchster Stolz die Vorurtheilslosigkeit, ihre politische Weisheit die ist: zu vergessen. Vergessen sind die Tage der preussischen Bündnisse und die Fieberanfalle der Coalition gegen den ersten Napoleon; an Waterloo zu denken ist unzeit, wie es „unfreundlich“ ist, von bewaffneter Neutralität zu reden; die Schatten Lord Chathams und des eisernen Herzogs sind Scherze der Psychographen! Wahrlich, wir beschwören sie nicht herauf. Da England den großen Moment versäumt hat, der ihm die erste Stelle in Europa wiedergeben konnte, da es sich durch seine Haltung vor dem Kriege selbst neutralisirt hat, so haben wir nun, da der Krieg ausgebrochen ist, nichts eifriger zu wünschen, als daß diese Neutralität genau bis zu

der Stunde eingehalten werde, wo die eigensten Interessen Englands oder das alleinseligmachende Nichtinterventionsprincip verletzt werden. Die Spannung in der politischen Atmosphäre ist so groß, daß jede Allianz auf der einen Seite sofort ein Gegengewicht hervorlocken muß. Die Theilnahme jeder dritten Macht aber droht dem Kampfe europäische Ausdehnung zu geben. Wie die Chancen sich in diesem Falle stellen würden, vermögen wir zur Zeit noch nicht zu übersehen. Von Wichtigkeit für uns ist jedoch, daß Napoleon, wenn er im beginnenden Kampfe unterliegt, nicht die Möglichkeit erhält, den Ausgang auf die Uebermacht einer Coalition zu schieben — die einzige Möglichkeit für ihn, sich im Falle des Waffnunglücks in Frankreich zu behaupten. Und wieder ist es Englands Beruf, darüber zu wachen. Denn wenn das Nichtinterventionsprincip überhaupt ein Princip sein will und nicht eine Façon des politischen Bankrotts, so muß es sich dadurch äußern, daß der Mächtige jedem anderen verbietet, was er sich selbst versagt. Da England den Muth nicht fand, den entsetzlichen Streit zu schlichten, so ist jetzt sein Amt, als Herold die Schranken des Turnieres frei zu halten, den Krieg zu localisiren.

Unterdessen ist unsere Rüstung äußerlich und innerlich vollendet. Den Bayonetten zur Seite geht das Gift der Noten, die Frankreichs petulante und verschwörerische Politik entlarven. Nicht überall werden diese Aufklärungen mit ganz reinem Gefühle gelesen worden sein. Der diplomatische Sieg ist so groß, als er nur sein kann; wenn aber der Eindruck einer gewissen cavalieren Behandlung der eigenen Gesinnungen auf Seiten des Grafen Bismarck die Genugthuung bei Manchen abschwächt, so vergesse man nicht, wie viel uns und Europa gegenüber daran gelegen war, Frankreichs letzte Gedanken zu erforschen. Der Hergang nimmt sich aus wie das Spiel mit einem scharfen Messer: Hest und Klinge werden in den Händen gewechselt haben, aber Graf Bismarck behielt am Ende den Griff und der Gegner die blutigen Finger, und darauf kam es an. Es ist altbrandenburgisch, den Feind sich ins Unrecht setzen zu lassen; auch das ist nun in einem Umfang und in einem Grade geschehn, wie niemals. Wir haben verstanden, an richtigem Fleck und zu richtiger Stunde zu weichen: die Unterhaltungen Bismarcks mit Benedetti, der hohenzollernsche Verzicht, jetzt die Räumung von Saarbrücken, bilden solche Momente, aber in allen Fällen ist es nur der Schritt, den der Ringler zurückthut, um sich mit ganzer Wucht auf seinen Feind zu stürzen. Die Stunde ist da; was wir begehren, ist: die Gasse frei! —

\*\*\*